

Vincenz Koders Freunde

Von Johannes Foerster

Zuvor sei bemerkt, daß Benedikta, die Gattin des Vincenz Koders, ein liebevolles Weib war, und daß beide, Benedikta und Vincenz, miteinander lebten, als hätten sie sich nicht erst mit zwanzig Jahren kennen gelernt, sondern als seien sie schon miteinander aufgewachsen.

Sie sprachen verliebte Sachen miteinander, als wenn sie genau in den Flitterwochen wären, sie waren ernst und lustig zu seiner Zeit, und auch ein Streit fehlte nicht, da sie ja schließlich nur Menschen waren. Aber ehe sie einschließen, fanden sie den Weg zur Ausöhnung, da keiner wollte, daß der andere am Morgen mit traurigen Gedanken aufwachen sollte. Und das nicht aus Gewohnheit, sondern nur, weil sie sich recht von Herzen liebten.

So glücklich sie in ihrer Liebe waren, fehlte der Erfolg bei der Arbeit des Vincenz, der ein tüchtiger Ingenieur war. Seine Freunde bewunderten seine Erfindungen, die dem Menschen dienen sollten; aber keiner dachte daran sie zu verteidigen oder sie ausbauen zu helfen. Sie hatten immer gerade wichtige Geschäfte und waren dringend in Anspruch genommen, so daß sie keine Zeit zu haben vorgaben, welche Krümmung sie mit einem bedauernden Achselzucken begleiteten.

Venedikta sprach zum Guten und war hoffnungsfreudig, wie nur eine liebende Frau sein kann.

Vincenz sah ihr in die guten Augen: „Ich weiß, daß du wolltest, daß mir alles glückte. Vielleicht muß es so sein, daß erst ganz spät in unserem Leben das äußere Glück anfließt, da wir das innere so sehr besitzen.“ — Und dachte seines Sohnes Venedikt, der ihm so ähnlich war.

Es war aber so bestimmt, daß Vincenz sterben sollte, ehe er am Ziel angelangt war. Er geriet bei der Arbeit an eine Starkstromleitung.

Da ihn Benedikta wieder sah, stand sie einen Augenblick still, ihr Herz schien auszufliegen, um mit dem Geliebten zu sein. Im gleichen Augenblick hatte sie das seltsame Gefühl, daß sie nun nicht mehr Benedikta allein sei, sondern daß Vincenz in ihr mitlebe und weiterlebe.

Als die guten Freunde von dem Tode Vincenz Koders hörten, sahen sie besammern beim Weine. Der Wirt, ein freundlicher, alter Herr, trat zu ihnen mit feierlichem Gesicht: „Meine Herren! Herr Ingenieur Vincenz Koders ist heute nachmittags tödlich verunglückt. Ich las es soeben im Abendblatt.“ — Die guten Freunde, die im Augenblick über einen Wit weiblich gelacht hatten, schwiegen betroffen, und es dauerte geraume Zeit, bis der erste, Albert Henfels, Direktor einer Maschinenfabrik, sich erhob und sprach: „Liebe Freunde! Ich kann diese Nachricht nicht fassen. Es ist mir, als wenn ich gerade mit ihm gesprochen hätte, und jetzt soll er stumm sein. Erheben wir uns, und gedenten wir seiner.“ — Es taten alle, wie Henfels gesagt hatte. So verbarren sie eine Weile schweigend, um sich sodann wieder zu sehen, bis

auf den Direktor. „Liebe Freunde! Wir alle sind uns im Klaren darüber, daß einer der Besten von uns gegangen ist. Er sprach mit jedem von uns von seinen Erfindungen, die ich, und es ist das nicht zu viel gesagt, genial nennen muß. Und ich war gerade dabei, eines seiner Erfindungen anzulaufen und zu bewerten. Der Tod hat diesen Plänen ein Ende gemacht. Aber ich werde sofort, wie es meine Zeit erlaubt, daran gehen, die Erfindung zu erwerben, um so seiner Frau und dem Kinde die Zukunft zu sichern.“ Also sprach er und setzte sich und hatte das Gefühl, etwas sehr Gutes gesagt zu haben.

Bernhard Baumgarten wollte ihm nicht nachsehen. Er nahm seine Brille ab und strich sich über sein schütteres Haar: „Da du, lieber Henfels, davon sprichst, warum soll ich als Leiter eines bedeutenden elektrischen Unternehmens verschweigen, was ich schon lange fest beschlossen hatte: Ich werde Vincenz Koders Werk erwerben. Ich muß nunmehr mit seiner Frau verhandeln, da er so jäh aus unserer Mitte gerissen wurde, aber ich werde es tun. Ich werde dem genialen Lebenswerk des großen Erfinders die Krone aufsetzen.“ Und er nahm seinen Platz wieder ein und war sehr befriedigt von sich.

Berbert Baumann, der Chef der großen Eisenwerke, und Karl Frenzel, Chefingenieur des gleichen Werkes, standen nicht hinter ihnen zurück, und ihre Worte waren nicht minder stark, als die ihrer beiden Vorgesetzten. So sprach Frenzel zum Schluß: „Vincenz Koders! Ich sehe dich vor mir stehen. Hier gelobe ich dir in die Hand, die ich nicht mehr zu ergreifen vermag: Ich werde alles, was in meinen Kräften steht, tun, damit dein Werk zum Ziel und zum Sieg geführt wird.“

Er erhob sein Glas: „Dem genialen, toten Freunde!“ Er leerte das Glas, und die drei am Tisch taten stehend ein Gleiches.

Sie hatten sich wieder gesetzt, als sich aus dem Dunkel des großen Lehnstuhls am Kamin eine Gestalt erhob und auf sie zuschritt.

„Guten Abend!“ sagte jener und zog sich einen Sessel heran und nahm Platz bei ihnen. Die vier schauten auf. Entsetzen war in ihren Augen. Direktor Henfels stammelte: „Vincenz Koders! Wie kommst du hierher?“ — „Wir hörten, daß du heute Nachmittag gestorben seiest“, flüsterte Frenzel. — Vincenz nickte mehrere Male langsam: „Ja, liebe Freunde, ich bin gestorben. Aber ihr habt von mir gesprochen, und ich wollte euch für euere guten Worte danken.“ Zudem stand er auf und winkte dem Direktor Henfels: „Ich habe mit dir zu sprechen.“ — Jener, obwohl des Gehorchens unfähig, folgte ihm, als könnte es nicht anders sein. Sie traten zu einem Tisch im Halbdunkel und ließen sich nieder. Die brennenden Augen Vincenz Koders waren auf den Direktor gerichtet: „Ich danke dir für dein Wollen! So hast du nie mit mir gesprochen, als ich lebte. Weißt du noch, wie das war, wenn ich zu dir kam? „Bringst du schon wieder eine neue Erfindung?“ sprichst du. „Ich habe dir gesagt,

wenn du mir nachweisen kannst, daß du eine Erfindung schon verkauft hast, daß ich dann an dich glauben werde.“ — Du wolltest immer die Bestätigung, wie sie jeder andere wollte. Keiner hatte den Mut. Aber jetzt bist du soweit, jetzt wirst du mein Werk in die Welt bringen. Ich danke dir, du lieber Freund.“

Direktor Henfels sah verlegen auf den Tisch: „Ich wußte nicht, daß du wiederkommen würdest. Ich habe nicht damit gerechnet.“ — „Heißt das, daß du nur so hingesprochen hast, was dich reut?“ — „Nein. Aber selbstverständlich braucht alles seine Zeit. Ich bin im Moment finanziell zu stark gebunden. Deine Erfindung ist ein Nisfito. Das ist es. Wenn ich nur freie Hände hätte, so wäre das sofort alles zu tun. Aber es wird schon werden. Bestimmt wird es werden. Bin ich es nicht, so ist es ein anderer, nicht wahr? Es ist noch nicht aller Tage Abend. Und im Grunde genommen wirst du doch nichts ändern, ich meine — im wesentlichen.“ — Müde senkte Vincenz das Haupt: „Das waren immer deine Worte. Ich hatte gemeint, daß es vorbei sei. Schon gut. Bitte Baumgarten, er solle zu mir kommen.“ — „Ja, ja, es ist nicht so einfach“, bemerkte Henfels und ging Baumgarten Bescheid zu sagen.

Nervös kam dieser: „Ich weiß, ich weiß, lieber Koders! Ich habe gesagt, daß ich alles tun werde. Selbstverständlich! Aber ich bin nur der Leiter! Verstehst du? Man muß vorsichtig sein. Es ist bedauerlich, aber es ist so. Mir kam die Idee nur gerade so, weil Henfels davon sprach. Na, es wird schon werden. Warum schweigst du?“ — Unendlich leise sprach Koders: „Im möchte mit Baumann sprechen.“ Baumann hob heran: „Ja, so sieht man sich wieder. Ja, wer hätte das gedacht! Wenn nur nicht die Verluste wären! Man weiß nicht, wie man sie hereinbringen soll. Es ist schrecklich. Man möchte so gern etwas tun, etwas Wirkliches unternehmen, aber überall unvorhergesehene Geldausgaben.“ — „Sagtest du nicht, daß du meine Erfindungen bewerten wolltest?“ Vincenz' Gesicht war voller Wangen. „Ich habe gesagt —? Ja, natürlich. Das werde ich auch jedes Ding zu seiner Zeit. Wir sprechen noch darüber.“ Er erhob sich hastig und wußte nicht, wie er sich weiter verhalten sollte. Koders sah ihn traurig an: „Schick mir noch Frenzel.“ Baumann nickte und ging zurück.

Als Vincenz aufschaute, sah er Frenzel vor sich stehen. Ehe dieser zu sprechen vermochte, kam es aus seinem Munde in sprudelnder Hast: „Du hast es nicht so gemeint, ich weiß. Die Geldverluste! Es wird werden! Nur den Mut nicht sinken lassen!“ — Frenzel betrachtete ernst den Freund: „Wieso weißt du das alles? Meine Worte, die ich dir sagen wollte!“

Da sprach Vincenz Koders auf: „Wenn der da ist, dem ihr helfen könntet, dann habt ihr nie Zeit, dann geht es im Augenblicke nicht. Nur tot muß der sein, schon seid ihr mit euren Worten da. Wortel! Wortel! Keine Taten! Was seid ihr für gute Freunde?“

Seine Erregung wurde leiser: „Benedikta wird sein und Benedikt, und sie werden es dorthin führen, wohin ich es führen wollte. Sage ihnen das, damit ihr einmal beschämt seid!“ — Frenzel zuckte mit den Achseln: „Wie du wünschst, lieber Koder. Du erkennst uns, das will ich dir grundsätzlich sagen. Wir haben immer dein Bestes gewollt.“

Frenzel lehrte zurück zu den drei Freunden, die stumm vor ihren geleerten Gläsern sahen: „Bingenz Koder ist der Ansicht, daß wir es nicht gut mit ihm meinen. Seine Frau und sein Sohn werden sein Werk vollenden, meint er.“

„Und wir werden ihnen helfen!“ rief Direktor Gentels aus, „und jetzt soll er an unseren Tisch zurückkommen. Sage es ihm, Frenzel. Wir

waren immer gute Freunde, und wir wollen es bleiben.“

Sie sprachen noch davon, daß sie alle, einer wie der andere, Koder von dieser Hilfe sagen wollten, dann ging Frenzel, um ihn zum Tisch zu holen.

Er fand ihn nicht. Der Wirt, der an der Tür dem Leben und Treiben auf der Gasse zuschaute, antwortete, als er nach einem Hinausgehenden erfragt wurde: „Nein, bestimmt, es hat niemand das Lokal verlassen.“

Frenzel wollte nicht direkt nach Bingenz fragen und ging betroffen zurück. „Er ist fort“, berichtete er.

Die Freunde bliden betroffen zurück. Manche meinten, daß es sein Sohn gewesen sei.

Frieden unter Kieselsteinen

Von J. Jefferson Farjeon

Es war einer jener seltsam friedvollen Morgen im Urlaub, da Väter gemächlich am Strande in Deckstühlen sitzen, die Augen schließen und im Gemurmel leichten Wellenschlags einsinken und träumen, es gäbe wieder Verantwortung noch Arbeit, noch Kinder — hauptsächlich noch Kinder. Womit nicht gesagt ist, daß sie sie nicht liebhaben. Sie wären geschlagen ohne sie. Aber es gibt Momente, wo diese Gefühle weniger leidenschaftlich nach Ausdruck verlangen. Und eben jetzt ist so ein Monat.

So daß, als ein feines Stimmchen in mein Ohr piepst, „Papi“, ein zweites Stimmchen in mein anderes Ohr „Papi“ piepste, ich mich taub stelle.

Als jedoch ein vereintes trompetendonnernes „Papi!“ mein Trommelfell zu gefährden drohte, setzte ich mich aus Selbsterhaltungstrieb auf und erwiderte: „Was?“

„Willst mit uns paddeln kommen?“ sagte das männliche Stimmchen, „weil nämlich Mami sagt, wir dürfen wegen Felsen nicht ohne dich.“ Die Grundidee ist, daß, wenn Kinder in Gefahr sind auszurutschen oder die Füßchen zu rutschen, Väter hierfür verantwortlich sein sollen. So erklärte ich ihnen also, ich möge nicht paddeln.

„Also lieber ein Schloß bauen?“ suggerierte die weibliche Stimme einschwermelnd. „Weißt, so ein riesengroßes, damit wir alle drin stehen können und das Wasser um uns rum?“

Auch das schlug ich ab. Vollerwachsende nehmen sich nicht gut aus, wenn sie Landhäuser bauen. Besonders, wo die Häuser die Neigung haben, zusammenzubrechen, wenn die Wellen daran schlagen.

„Ich weiß schon“, rief das männliche Stimmchen. „Wir wollen Eridet spielen.“

„Nein, Fischerl fangen“, rief die weibliche Stimme leidenschaftlich. „Ja?“

Ich gehörte eher in die Gruppe der einsichtsvollen Väter, und nicht der gleichgültigen — sonst hätte ich ja auch schon gebrüllt: Schaut, daß ihr weiterkommt. Daher sagte ich ihnen auch, ich hätte eine viel bessere Idee. „Einen Steintwettbewerb“, rief ich aus und erklärte es ihnen im Gehen. „Ihr zwei seid die Bewerber, ich der Richter. Die Wettbewerber haben die Steine zu sammeln und der Richter entscheidet, welche die besten sind.“

Ich sah ihnen an, daß dieser Vorschlag ihnen zusagte, sie aber Skrupel hätten. „Was für Steinchen?“ fragte die männliche Stimme vorichtig.

„Alle Arten“, erwiderte ich generös. „Dicke, dünne, runde, eckige, weiße blaue hübsche, häß-

liche, Steine mit Löchern, Steine wie Gesichtster —“

„Langsam“, schrien sie in wachsender Spannung. „So schnell kann man sich das doch nicht merken. Schreibs auf!“

Das sah schon nach Arbeit aus, aber der Mensch hat für seine Pension zu schufken, so nahm ich denn ein Stück Papier heraus und schrieb zwölf Arten Steine auf. . . zu den bereits erwähnten fügte ich noch hinzu: „wie ein Tier“ und „wie ein Stück Fleisch.“

„So“, sagte ich und händigte ihm den Beutel ein. „Und ich gebe euch eine volle Stunde Zeit zur Sammlung.“

„Gibts Preise?“ fragte das Mäuliche. „Wie hoch?“ fragte das Weibliche. Meine Kinder haben sich nie mit dem Sieg allein begnügt.

„Preise“, murmelte ich nachdenklich. Das würde die Sache berufsmäßig gestalten, aber ich sah keinen Ausweg. „Gut. Einen Pennie für einen. Für alle zwölf einen Schilling. Nehst aber los — und merkt euch — ihr habt eine volle Stunde zum suchen. Ich glaube, die besten werdet ihr beim letzten Damm finden.“

Ich zeigte auf den entferntesten, der sichtbar war. Der Junge rennt davon, das Mädl aber bleibt. Ich schließe die Augen.

„Könntest du mir nicht bitte eine andre Liste aufschreiben? Schau, er hat sie genommen und ich erinnere mich nicht.“

„Aber du kannst doch auf seine schauen?“ antwortete ich.

„Aber ich mag nicht dorthin gehen, wo er geht.“ erklärte sie, „weil er schauen möchte — und ich will nicht, daß er was sieht, weil, wenn er schaut, und meine sind besser, wird er andere suchen, die gradso anschauen — und ich möchte gern gewinnen, weil, wenn er gewinnt, ist er eckhaft und sagt —“

„Also gut, schon gut!“ unterbrach ich sie, öffnete schnell die Augen und fischte ein zweites Papierblatt heraus. „Du kriegst deine eigene Liste.“

Ich stellte sie aus. Wenn auch vielleicht nicht dieselbe, so doch sehr ähnlich. Dann reichte ich sie ihr, gab ihr einen Stuhl und schloß wieder die Augen.

„Muß es nur grad ein Steinchen sein?“ kam eine Frage.

„Na“, sagte ich und schloß sie fester.

„Kannst nicht zwei sein?“ kam die zweite Frage.

„Na“, sagte ich. „Jetzt aber verdunst oder du bist disqualifiziert.“

„Was ist qualifiziert?“

„... Ja.“

Sie fuhr ab. Tatsächlich, das Meer kullte mich wiederum ein. Aber meine Kinder sind wie das Paar, das das Wetter vorausfragt: Wenn das eine hineingeht, kommt das andere heraus. „Ist Hühnchen Fleisch?“ drohte mir ins Ohr.

Ich schnarche. Dem Schnarchen folgt eines Augenblicks Stille. Dann beginnt das andere Ohr zu kugeln, als die Stimme, nun zu zartem Geschnarchen herabgestimmt, fragt: „Bist du aufwachst — is Hühnchen Fleisch? Aber erst bis du auf bist. Ich mein, wenn man einen Stein findet, der wie ein Stück Brust aussieht — gilt das? Ich mein, wenn es wirklich ganz, ganz so aussieht? Oder darf man auch ein Stück haben, was grad so wie ein Kotelet aussieht, nur nicht ganz genau so? Weißt, ich mein, muß es akkurat ganz genau so daselbe sein, was du sagst, oder nicht akkurat ganz . . .“

Mehr konnte mein Trommelfell nicht aushalten.

„Ja!“ gähnte ich. „Ich weigere mich, weitere Fragen zu beantworten!“

Der männliche Wettbewerber schwang hin- und her, was den weiblichen zurückstößte.

„Was hat er wissen wollen?“ fragte sie. „Schön ist das nicht, daß er was weiß und ich nicht, verstehtst, das is keine Kunst zu gewinnen, wenn —“

Diese „Wenn-Getwohtheit“ ist beinahe ärger, als das sogenannte leise Gepepse. Ich beile mich, dem weiblichen Bewerber zu versichern, daß sein Rivale nur irgendeine unbedeutende Frage gestellt hätte, und daß, wenn irgendein Stein wie kurzbeinig war, sie ihn benutzen könne.

Sie mißverstand höflich meine Bergweigerung.

„Möchtest du bei dem Stein sagen, er hat ein Loch?“ schmeichelte sie.

Ich öffnete trostlos meine Augen.

„Nein“, sagte ich. „Kannst du das denn nicht selbst entscheiden? Das Loch muß doch durch und durch gehen.“

„Hier schau, was sagst du zu dem?“ jaulte es. Der männliche Wettbewerber sprang zum Richter-Tisch zurück. „Das gehört sich nicht!“ Der weibliche Bewerber wurde ein wenig zurückgestoßen und der männliche preßt einen Kieselstein an meine Nase: „Sag, was meinst du eigentlich mit „flach“? Ist das flach? Ich mein, meinst flach rundherum oder nur ein bißl flach, und möchtest einer, der was riesig flach is, gewinnen, wenn die andern nicht ganz so flach wären? Weißt, ich mein nämlich —“

Ich erhob mich aus meinem Deckstuhl. Gab jedem Bewerber einen Schilling. Und wir gingen paddeln.

Deutsch von Alice Steiner.

Quer durchs „Dritte Reich“

Der „reinarische Heufieberbund“

Ein Rundschreiben des „Heufieberbundes“, Verein zur Bekämpfung des Heufieberleidens, Helgoland, enthält folgenden Satz: „Wir bitten die nichtarischen Mitglieder, ihre Austrittserklärung der Geschäftsstelle des Bundes schriftlich anzuzeigen.“

„Arische Entwanzung“

Die „Birmasenser Zeitung“ enthält in jeder Woche folgendes Inserat:

„Entwanzung durch Kammerjäger Hoffman n, jetzt Zweibrückerstraße 35a. Erstes arisches Unternehmen.“

Nordafrikanische Fakire

Der Zauber des „Fossi“ — Ein Astralleib jagt durch den Urwald Das Geheimnis des Wassers — Die Sebiba von Dschanet — „M'bor-M'bor“

M. P. Tunis, 5. September.

Während über die Fakire und Drogis Ostindiens eine Fülle dicker Bücher vollgeschrieben worden sind, sind ihre nordafrikanischen „Kollegen“ immer noch von undurchdringlichen Geheimnissen umgeben. Bis vor gar nicht langer Zeit bestritt man vielfach sogar ihre Existenz, und erst das herrliche Afrikabuch „Batalua“ des schwarzen Goncourtpreisträgers René Maran verschaffte ihnen eine teilweise „Rehabilitierung“. Ein anderer Sohn des schwarzen Kontinents, Elraf Pram, mittelste uns kurz darauf einige Kenntnisse ihrer seltsamen Mythen.

Daß fast sämtliche religiösen Geheimgesellschaften, ja sogar vollständige Volksstämme der nordafrikanischen Moslem Fakire sind, ist seit langem bekannt. Es genügt, sich an den militärisch-religiösen Orden der Senussi oder „heulenden Detwische“, an die Ouled Nail und an die Mythen einiger Tuareg-Stämme zu erinnern. Viel interessanter als dieser Fakirismus, der sich kaum von demjenigen der Moslem Arabien und Indiens unterscheidet, ist jedoch der spezifisch afrikanische Fakirismus gewisser Stämme am Nordrande und in den nördlichen Oasen der Sahara. Der hauptsächlichste Wohnsitz dieses noch aus der vormoslemischen Zeit Nordafrikas überlieferten Zauber Glaubens ist heute das Wüstenland Tuggurt am Nordrande der Sahara und am Südwestrande Libyens.

Sämtliche europäischen Saharaforscher bestätigen übereinstimmend das Vorhandensein des „Fossi“, einer Art Mittelbeing zwischen dem „bösen Blut“ unseres Landvölkerglaubens und dem, was Braub, Resmer, Charcot ufm. den „menschlichen Magnetismus“ genannt haben. Wenn ein Mann in Tuggurt eine seiner Frauen los sein möchte, wenn „in Kesse den reichen Onkel beerben will, wenn jemand „unbesquem“ geworden ist, so geht man zum Medizinmann. Der bereitet sich durch narzotische Kräuter und Selbsthypnose in eine Art Tranceszustand, läßt eine Art magnetische Fernströmung auf das Objekt einwirken, und der Erfolg bleibt selten aus. Der „Behexie“ magert langsam ab; Pusteln und Eiterbeulen bedecken seine bisher frische und gesunde Haut, unstillbarer Durst quält ihn, und gewöhnlich währt er schon nach den ersten Symptomen dieser seltsamen Krankheit den Freitod, weil er weiß, daß es vor dem „Fossi“ kein Entkommen gibt.

Das „Fossi“ kann aber auch wohlthätig sein, wie folgender rätselhafter Vorfall aus der Sudangarnison Injalah beweist, der auffallend an gewisse Wunder Tibets erinnert, aber durch den gewöhnlichen Rapport, der eben bei der Kolonialbehörde einlief, bestätigt wird. Der Posten zählt rund hundert eingeborene Schützen und einige europäische Offiziere, von denen der eine in dem hier zu schillernden Falle fieberkrank wurde und schwere Tobsuchtsanfälle erlitt. Durch einen unglücklichen Zufall war in der ganzen Oase nicht ein Körnchen Chinin vorhanden, und der nächste Sanitätsposten war 250 Kilometer Luftlinie entfernt. Da erbot sich einer der senegalesischen Schützen, dem der Offizier einmal das Leben gerettet hatte und der ihm seither blind ergeben war, innerhalb von zwei Tagen das kostbare Pulver herbeizuschaffen. 250 Kilometer mitten durch den Urwald! Bahnstrecke! Aber der Mann hat so dringend, daß der Kommandant ihm halb widerwillig erteilte Erlaubnis gab. Mit einem Bestelzettel

des Kommandanten an die Feldapotheke versehen, verschwand er im Busch.

Genau 48 Stunden später sahen die entsetzten Wachtposten ein vollkommen erschöpftes, zum Skelett abgemagertes, mit Blutschwitz bedecktes menschliches Wesen in zeretzten Kalfi-Lumpen aus dem Wald herauszuwandern, in dem sie mit Mühe ihren Kameraden erkannten. Aber, in der Hand hielt der Mann eine Schachtel Chinin! Woher? Man glaubte an eine Täuschung oder an einen Trick und fragte durch Funkpruch an, aber die Feldapotheke drückte vorschriftsmäßig zurück: „Chinin ordnungsgemäß auf Ihren Bestelzettel 26.431 an Schütze Erkennungsmarke Nr. 312.07 ausgehändig.“ Der Senegalese kannte das Geheimnis des „Fossi“. Er sagte nichts aus, die Wissenschaftler standen vor einem Rätsel, der Fall wurde in der gesamten Kolonialpresse kommentiert, aber — das Chinin war da, und der Offizier kam mit dem Leben davon.

Franzosen, die lange in Tuggurt lebten, lassen sich auch nicht ausreden, daß die schwar-

zen Fakire das „Geheimnis des Wassers“ kennen, und erzählen ganz konkrete Fälle solcher Regenmacherei.

Als Mittel zur Konzentration des Willens dient dabei auch hier, wie in Indien und Ägypten, vielfach der Tanz. Aber dieser Tanz, „Sebiba“ genannt, ist etwas ganz Sonderbares. Man muß nach Dschanet in Tuggurt fahren, um ihn ganz rein, ganz unberührt getanzi zu sehen. Und die klassische „Sebiba“ von Dschanet, die in Ausbrüchen wilder Ekstase endet, weiß in ihren choreographischen Grundfiguren eine frappante Ähnlichkeit mit den klassischen Tänzen der alten Griechen auf. Welche verborgenen Zusammenhänge mögen hier bestehen?

Der gefürchtetste Zauber der Fakire von Tuggurt ist jedoch das M'bor-M'bor. Es besteht darin, daß einer getötenen Frau Kopf und Hände abgeschnitten werden und daß der Medizinmann aus ihnen mit Befügung gewisser Kräuter unter seltsamen Zeremonien eine Mixtur bereitet, von der wenige Tropfen genügen, um den damit Behandelten mit Lepra zu infizieren. Auch hierfür fehlt vorläufig noch jede wissenschaftliche Erklärung, aber die Tatsache ist da, und das Vorhandensein des Santen-Bagillus in der Mixtur ist von den französischen Militärärzten ebenfalls einwandfrei festgestellt worden.

Heitere Sport-Erinnerungen

Die Sportberichte müssen sich, zumal dann, wenn der Berichterstatter nur über wenig Raum verfügt, gewöhnlich auf Wiedergabe des Geschehens und Mitteilung der Ergebnisse der Wettkämpfe beschränken. Und doch wäre gar manchemal auch noch anderes zu erzählen! Nichtsportliches, das die Sportereignisse begleitet, ein andermal sich ungewollt aus ihnen ergibt. Oft ist es dieses Nebenergebnis oder dieses begleitende Geschehen, ist es eine kleine heitere Episode, ein lustiges Zwischenspiel, die länger im Gedächtnis haften als das Wettkampf, das Fest, der sportliche Kampf.

Es war bei jenem Bundesfeste des Atus, das damals in Aussicht nicht nur zehntausende unserer Arbeiter-Turner und -Sportler zusammengeführt, sondern auch — was damals freilich niemand ahnen konnte — auf lange Zeit zum letzten Male Gäste aus Deutschland und Oesterreich zu uns geführt hatte. Mit den Wiener Freunden war auch ein Vertreter der „Arbeiter-Zeitung“ gekommen, der rührend besorgt war um seine Landsleute, bald da, bald dort auftauchte, um dann am Abend aus dem Pressequartier seine Berichte nach Wien zu senden. — Kurz nach Beginn des Festspiels am Samstag brach ein heftiges Unwetter los und erzwang vorzeitigen Abbruch der Aufführung. Niemand, arg durchhitzt, kam unser Wiener Freund in das Pressebüro gestürzt. Er mußte unbedingt nochmals mit seinem Blatt sprechen, damit es den Bericht über das Festspiel — nicht bringe! Weil noch am Spätnachmittag so schönes Wetter war, hatte er den Bericht über das Festspiel telephoniert, noch ehe es aufgeführt worden war. Und nun hatte das Gewitter das Festspiel und seinen Bericht über den Haufen geworfen! Und außerdem mußte der überfetzte Berichterstatter die Händeleinen seiner Kollegen über sich ergehen lassen . . .

Aus der Presseanklei wanderten wir hinüber auf den Festplatz. Wie wüßt ich alles aus! Sturm und Regen hatten gründliche Arbeit geleistet. Also hinein in die große Halle, zum Festabend. Doch die Stimmung im überfüllten Raum war keineswegs festlich. Aber plötzlich

stand, als „erste Nummer“, der Festsekretär Heinrich Müller auf der Bühne, durchweicht vom Regen, und hielt eine Rede, in der er bekannt gab, daß der Bundesvorstand beschlossen habe, daß am nächsten Tage wieder schönes Wetter sein werde. „Und wenn der Bundesvorstand etwas beschließt . . .“ Zunächst Stille der Ueber-raschung, dann rasender Beifall, und — das Wichtigste für diesen Abend! — die große Stimmung war wiedergekehrt. Ja, der Redner hatte mit seiner Prophezeiung sogar Recht behalten, der Beschluß des Bundesvorstandes wurde eingehalten, am nächsten Tage war schönes, wenn auch noch etwas kühles Wetter!

Aber nicht immer geschieht der Bundesvorstand recht. In einer Voranzeige des letzten Bundeswintersporttages hieß es, daß es genug Schnee geben werde, sonst hätte man die Veranstaltung nicht nach Joachimsthal verlegt! Diese Voraussage hat sich nicht so behährt wie seinerzeit die Müllers, denn Tauwetter sorgte dafür, daß von dem unentbehrlichen Weiß nicht allzuviel übrig blieb . . .

Ein ungelöstes Rätsel blieb die Veränderlichkeit des Spielplatzes eines Fußballklubs in einer ergebungsreichen Stadt. Dieser Platz erschien uns damals als phänomenales Wunder. Ein auswärtiger Verein, der mit den Einheimischen ein Wettkampf ausgetragen und verloren hatte, suchte nach einem Proteigrunde und fand ihn: der Platz war zu klein! Also für Serien-spiele nicht geeignet. Die Unterlegenen kamen auch nach einigen Tagen mit dem Wehband angerückt, mußten aber erfolglos wieder abziehen, weil der Platz bewacht war. Der Gruppenführer war aber ein Frühaufsteher, er drang um vier Uhr früh auf den Platz vor — und dreimaliges Messen ergab immer wieder das gleiche Resultat: 53 mal 87 Meter! Eine neuerliche Messung bei Tag aber hatte ein anderes Ergebnis: 55 mal 91.10 Meter! Der Streit um die Platzgröße tobte weiter. Die Bezirksspielleitung nahm eine offizielle Vermessung vor. Ergebnis: 55 mal 91.10 Meter! Man suchte nach einer Erklärung und Findige glaubten das Rätsel gelöst zu haben, indem sie behaupteten, die Nacht-



Die Gefühvollen

Fröste hätten eine Zusammenziehung des erzhalsigen Plakuntergrundes bewirkt, also sei er bei der Messung um vier Uhr früh kleiner gewesen und die Sonne habe dann wieder für Ausdehnung gesorgt. Andere aber behaupteten, der plakbesitzende Verein habe in der Zeit bis zur offiziellen Vermessung durch Erdverlagerungen für die richtige Größe gesorgt...

Der Welt goldenes Dach

Wieder ist die Literatur über Tibet um ein englisches Buch bereichert worden. Es heißt in Uebersetzung „Nirgendwo anders in der Welt“ und seine Verfasser sind Gordon Enderes und Edward Anthony. Enderes trat schon vor dreißig Jahren in Berührung mit dem geheimnisvollen Hochland der Erde. Damals lebte er mit seinem Vater an der Nordgrenze Indiens, an der Südküste des Himalaja, als der englische Hauptmann Younghusband die berühmte Expedition über die Hochpässe nach Thaja führte. Enderes wurde von Interesse für Tibet ergriffen, das ihn nie mehr verlassen hat. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, sich von Kennern des Landes, Laien wie Priestern, unterrichten zu lassen und nachdem er im Kriege amerikanischer Flieger und später Mitglied der USA-Gefandtschaft in China gewesen war und der Nanjingregierung Flugzeuge verkauft hatte, wurde er eine Art Berater des Pantjchen oder Tasshi-Lama, der jetzt in China lebt. Das ist der „lebende Buddha“ und dem entspricht seine alleinherrschende geistliche Autorität im Buddhismus, während der weltliche Regent Tibets, der „Dalai-Lama“, immerhin „nur“ die gerade lebende Wiedergeburt des Religionsstifters ist. Der Dalai-Lama ist vor zwei Jahren angeblich einer Vergiftung zum Opfer gefallen, aber das Schicksal des Pantjchen-Lama, nach Tibet zurückgerufen zu werden, bleibt unerfüllt. Ohne seine Hilfe wird in dem zweiten Bergland nach dem Wüsten gesucht, in dem der Dalai-Lama wiederaufersteht.

Zimmer wieder haben Großmächte nach Tibet zu greifen versucht. Früher einmal, das tatarische Rusland, heute Japan, und zwischen durch England, das immer noch Tibet im Süden

gegen alle Fremden sperrt. Noch ist es nicht so weit, daß die gewaltigen Bergströme des Himalaja ausländisches Kapital und Ingenieure anlocken, ihre wilde Kraft in elektrische Kraft für ganz Mittelasien zu verwandeln. Aber das Gold lodt.

Enders schreibt, Tibet sei reicher an Gold als irgendein anderes Land. In den Klöstern liegen verrostete Leibe massiv vergoldet auf Postamenten, in den Klostergängen liegt Goldstaub in großen Haufen aufgetapelt. Und immer weiter wächst der Bestand. Weht die Ausbeute der Goldwäcker zurück, so berechnen ihnen die Priester, Goldförner wieder in die Erde zu jenen, denn sie halten das gelbe Metall für den Ertrag oder die Wurzel einer Pflanze!

Von bergmännischer Gewinnung des Goldes ist in Tibet keine Rede. Es wird einfach gefunden — und das bis zu Klumpen von mehr als einem Kilogramm — oder aus dem Flußsand ausgewaschen. Der Pantjchen-Lama hat einen phantastischen Plan aufgestellt, ein neues Reich mit einer modernen Hauptstadt zwischen Tibet, der Mongolei und China zu errichten und Gold aus Tibet hinfliegen zu lassen. Enders hat das in die moderne Form einer Fluglinie nach und von Tibet gebracht. Aber zur Verwirklichung ist noch ein weiterer Weg, selbst mit dem großartigen Pergament des „Simmelpasses“, das der Tasshi-Lama seinem Freunde geschenkt hat. Ob nicht inzwischen Japan selbst dieses ferne Hochland „eingemeindet“ wird und sich aus solchem Beginnen nicht schwere Folgen ergeben, das bleibt dahingestellt. Jedenfalls verdient Tibet nach all dem Wohl den Namen eines goldenen Dachs der Welt. Und unter diesem Dach oder darauf sollen in einem Land, das zehnmal so groß ist wie die Schweiz, nicht weniger als 150 Millionen Menschen leben, was allerdings mit unseren Vorstellungen von der Menschenleere Tibets 'n verblüffendem Widerspruch steht.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 300.

Von Jozsef Szogyi, Budapest. (Munkassakk.)

Schwarz: Kf4, Ta6, g2, Sg1. (4)



Weiß: Kg8, Df8, Tb4, c5, Lc8, e1, Se5, f5, Bd6, e7, e4, g4, g5, h2, (14)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 297: Db1-a1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Habl Erwin, König Rudolf, Chimiak Teo, Freundl Anton, Schindler Robert, Hofstättl Otto, Lohmüller Hans, sämtlich Nester, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnebenl Emil, Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Nitsch Rosa, Trupschitz; Hyna Josef, Hostomitz, Eichler Otto, Drakowa; Triltsch Gustav, Wisterschan; Tesaf Franz, Suchel; König Anton und Steinwitz Hans, Kwikau; Ulbert Erich, Klutschkau; Havel Franz, Modlan.

An alle unsere gesch. Löser!

Mit Nr. 301 beginnt das Problemtürnen. Wir bitten alle unsere Löser, an den Begutachtungen recht zahlreich teilzunehmen und die in Nr. 31 veröffentlichten Richtlinien zu beachten.

Wir geben bekannt, daß Sonntag, den 27. September, in Komotau, „Volkshaus“, die diesjährige Bundesmeisterschaft zwischen Komotau und Altrohau ausgetragen wird. Beginn um 9 Uhr früh. Schachfreunde sind herzlich willkommen.

An dem Jubiläumseinzeltürnen des Arbeiterschachklub Wisterschan (10jähr. Bestehen) beteiligten sich folgende Genossen: Müller Max und Gahler Bernhard, Atus Zuckmantel; Kfz Josef und Cikanek, DTJ Zuckmantel; Kadec u. Kostál Alois, DTJ Turn; Brückner und Heermann, Atus Teplitz; Schramm Kurt und Neulinger Hans, Arbeiter-Schachklub Wisterschan; Robek Franz und Scharoch Wenzel, Abr. Kwikau.

Partie Nr. 112.

Gespielt im internationalen Turnier am Bundesfest in Komotau, am 4. Juli, im Wettkampf Atus v. Kreis-DTJ. 4. Brett. Sizilianisch. Weiß: Václav Ruzý, Plezín, DTJ.

Schwarz: Gahler Bernhard, Eichwald, Atus.

- | | | |
|----|--------|--------|
| 1. | e2-e4 | c7-c5 |
| 2. | Sg1-f3 | Sb8-e6 |
| 3. | d2-d4 | c5xd4 |
| 4. | Sf3xd4 | Sg8-f8 |
| 5. | Sb1-c3 | d7-d6 |

Dieser und der folgende Zug des Schwarzen bilden den Aufbau in der Drachenvariante, den sizilianischen Partie. Diese Spielanlage verbürgt dem Schwarzen ein gutes Spiel, wie auch die Fortsetzung zeigt. Weiß hat es durchaus nicht leicht, gegen diese Drachenvariante anzukämpfen.

Dieser Zug ist nicht zu empfehlen. Besser wird der Läufer nach e2 und von hier nach f3 entwickelt. Auf f3 steht dann der Läufer für einen eventuellen Angriff bedeutend günstiger.

- | | | |
|----|---------|--------|
| 6. | Lf1-c4 | --- |
| 7. | Lc1-e3 | Lf8-g7 |
| 8. | Sd4xc6 | b7xc6 |
| 9. | e4-e5?? | --- |

Weiß schlägt zu früh los. Den Textzug bringt Unannehmlichkeiten mit sich. Vorziehen ist die Rochade.

- | | | |
|-----|-------|---------|
| 9. | --- | Sf6-g4! |
| 10. | e5xd6 | Sg7xe8! |
| 11. | f2xe3 | e7xd6 |

Es hätte ruhig noch LxSc3+ geschehen können, um nach bxc3 mit der Dame den Bauer d6 zu nehmen. Der Damenabtausch wäre nur für Schwarz von Vorteil.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 12. | 0-0 | 0-0 |
| 13. | Dd1-e1 | d6-d5 |
| 14. | Tal-d1 | Dd8-g5 |
| 15. | Lc4-d3 | Tf8-e8 |
| 16. | Tf1-f3 | Lg7-d4! |

Ein schöner zwingender Zug. d6 einen Bauern einbringt. Weiß kann gegen den drohenden Bauernverlust nichts erfinden.

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 17. | Kg1-h1 | Te8xe3 |
| 18. | Tf3xe3 | Ld4xe3 |

Stärker wäre es, mit der Dame zurückzuschlagen.

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 19. | Sc3-e2 | Lc8-d7 |
|-----|--------|--------|

Warum nicht gleich nach g4? Eine alte Regel lautet, daß, wenn du in einen schweren Partie besser stehst, dann tausche die Figuren ab (natürlich tauschen, ohne den Vorteil abzugeben), um mit den errungenen Vorteilen in ein Endspiel überzugehen, das du dann leichter gewinnen kannst. Schwarz verliert dadurch ein Tempo.

- | | | |
|---|---------|----------|
| 20. | De1-b4 | --- |
| Jetzt wird Weiß auf einmal ungemütlich. | | |
| 21. | c2-c4 | Ta8-e8 |
| 22. | c4xd5 | Ld7-g4 |
| 23. | Db4-b5 | c6xd5 |
| 24. | Td1-f1 | Te8-e6 |
| 25. | Ld3xe2 | Lg4xe2 |
| 26. | Le3-c4 | Le3-b6 |
| 27. | Lc4xd5? | Te8xd5?? |

Die letzten Züge von Weiß und von Schwarz waren schlecht. Nach dem letzten Zuge von Schwarz verliert er forciert die Partie. Das Schlagen des Läufers hatte noch Zeit. Es sollte Kg7 folgen. Spielt Weiß Txf7+, so einfach Kh8 und Schwarz gewinnt eine Figur. Spielt Weiß Dd2! Antwortet Weiß Df1 (nicht Txd wegen Tel matt) folgt Tf5! und Weiß muß die Partie verlieren. Nun gewinnt er dieselbe. Daß man aber immer die einfachsten Sachen nicht sieht,

- | | | |
|-----|---------|-------------------------|
| 28. | Db5-e8+ | Kg8-g7 |
| 29. | Tf1x7+ | Kg7-h6 |
| 30. | De8-f8+ | Kh6-h5 |
| 31. | Tf7xh7+ | nebst Matt mittels Df3. |

Schade, daß Genosse Gahler die hübsche Gewinnchance im 27. Zuge nicht gesehen hat. Das Endspiel hat er nicht gut gespielt, trotzdem er im Vorteil war. Oder sollte sich auch hier der bekannte Spruch bewahrheiten, daß es leichter ist, eine verlorene Partie zu remisieren, als eine auf Gewinn stehende Partie zum Sieg zu führen?

Anmerkungen von J. Schöpka, Komotau.